

# Geschichten für Kinder

aus dem Evangelischen Waldkrankenhaus Spandau ...



... zum vorlesen – gegen Angst vor Arzt und Krankenhaus  
Spiel, Spaß und keine Angst



# Panda Piet von der Kinderstation

für Kinder im Alter von 3 bis 5 Jahren

Wenn mich jemand fragt, warum ausgerechnet ich mich so gut mit Krankheiten auskenne, dann setze ich gewöhnlich eine geheimnisvolle Miene auf und zwirble meinen Schnurrbart. „Ich bin Piet der Panda“, sage ich, „was meinst du, wie viele interessante Leute ich schon getroffen habe?“ Manchmal sind sie sogar Freunde geworden, so wie Anny. Ich habe sie im Spielzimmer der Kinderstation kennen gelernt, und das ist

der schönste Ort, den ich mir vorstellen kann: Ein Zimmer voller Spielsachen, Bastelzeug und Kinderbücher.

Es war an einem Dienstag. Draußen regnete es ganz fürchterlich. Da stand plötzlich ein kleines Mädchen in der Glastür des Spielzimmers. Unschlüssig sah sie sich um. Sie hatte bereits zwei Tage lang im Bett gelegen und war noch etwas blass um die Nase. Mehrere Kinder saßen am





Tisch und waren damit beschäftigt, Gips anzurühren, während zwei Mädchen, die schon etwas älter waren, sich in eine Ecke verzogen hatten und malten.

„Hallo, wer bist du denn?“ Strahlend kam eine junge Frau auf Anny zu und blickte sie freundlich an. „Ich bin Foorouzande“, sagte sie und nahm zur Begrüßung Annys Hand. „Und wie heißt du?“ – „Ich bin Anny“, sagte sie leise und guckte schnell wieder auf

den Boden. Jeden Tag kommt Foorouzande auf die Kinderstation und spielt oder bastelt mit den Kindern, die krank geworden sind. Ohne sie wäre das Spielzimmer öde und nicht der Rede wert. Aber ihr fällt immer etwas ein, so dass bei uns meistens viel los ist.

„Wir machen Gipsabdrücke“, erklärte ein Junge, der etwa so groß wie Anny war. Er hieß Jonas. Seine Hände waren weiß und verschmiert, deshalb streckte er sie weit von sich, Anny entgegen, die schnell einen Schritt zurückwich. „Dann sehen wir, wie groß unsere Hände sind.“ Anny trat von einem Bein auf das andere und wusste nicht so recht, was sie sagen sollte. „Wenn du willst, machen wir auch einen Abdruck von deiner Hand“, meinte Foorouzande. Sie blickte Anny aus braunen Augen freund-

lich an. Noch nie in ihrem Leben hatte Anny so viele Locken gesehen; dunkel umrahmten sie Foorouzandes Gesicht. Anny fand Foorouzande sehr schön. Und auch sehr nett. Aber ihren Namen konnte sie sich leider überhaupt nicht merken. Für Foorouzande war das nichts Neues. Denn die Kinder fragen sie oft: „Wie heißt du? Ich habe ganz vergessen, wie du eigentlich heißt?“ Geduldig deutet sie dann auf einen Zettel, den sie an den Schrank geklebt hat. Dort steht für alle Schulkinder in großen Buchstaben geschrieben: FOOROUZANDE. Aber meistens ist es so, dass, wer Foorouzande kennt, irgendwann ihren Namen im Schlaf murmeln kann.

Die anderen Kinder waren eifrig am Werkeln. Ich hingegen saß neben Waldemar auf der Fensterbank und baumelte





mit den Beinen. „Vielleicht sollte ich dir erst einmal meine beiden Helfer vorstellen“, sagte Foorouzande. „Dann weißt du gleich, wie es hier zugeht.“ – „Ich bin Piet“, brummte ich höflich, als Anny vor mir stand. „Und das ist Waldi.“ – „Waldemar“, fiel mir Waldi ins Wort, „ich muss doch sehr bitten.“ Aufgeregt reckte er seinen Hals in die Höhe. „Wenn ich mich vorstellen darf – Waldemar Wipfel ist mein Name. Ich bin das Maskottchen der Kinderstation.“ Er machte eine leichte Verbeugung. – „Hallo“, sagte Anny zaghaft und nickte, aber sie konnte sich nicht vorstellen, was ein Maskottchen ist. „Das ist ganz einfach“, erklärte Waldi mit erhobener Stimme. „Wenn du an das Waldkrankenhaus denkst, insbesondere an die Kinderstation, dann fällt dir automatisch ein, dass du mich getroffen hast. Du denkst an meine grünen Haarbüschel,

die in alle Richtungen abstehen, und an meine karierten Latzhosen. Und natürlich daran, dass ich ein lustiger Zeitgenosse bin, mit dem man plaudern kann, so wie jetzt. Und du denkst, dass das Krankenhaus ein Ort ist, wo man gesund wird und sich nicht langweilt, weil es ja immerhin mich gibt.“ Dabei sah Waldi so zufrieden aus, dass Anny lächeln musste. Als ich es sah, musste ich auch lächeln, obwohl Waldi sich mal wieder ziemlich wichtig machte. „Du bist ein alter Angeber“, brummte ich und zwickte ihn in die Seite. Zu Anny sagte ich laut: „Ich hoffe, es gefällt dir bei uns.“ Und dann zeigte ich ihr die Spielsachen.

Später, als wir drei uns warm geredet hatten, erfuhren wir, dass Anny eine Lungenentzündung hatte. Ich hörte, wie sie hustete, und sah, wie ihre Stirn und ihre Augen glühten, weil sie ziemlich krank war. „Wenn du willst, erzähle ich dir nachher eine Geschichte“, sagte ich zu ihr. Als Anny das Wort ‚Geschichte‘ hörte, leuchteten ihre Augen; sie sah gleich viel munterer aus. So lernten wir uns kennen: Anny, Waldemar und ich.

„Wir sollten jetzt etwas unternehmen“, schlug Waldi vor. Daraufhin setzten wir drei uns zu den anderen Kindern an den



Tisch. Anny setzte sich neben Jonas. „Bist du auch krank?“, fragte Jonas. „Ich muss immer husten“, antwortete sie. „Und was hast du?“ – „Mir tut der Kopf weh“, murmelte Jonas. Dann rührten sie gemeinsam in der grauen Gipsmasse herum, bis Anny genauso weiß und verschmiert wie Jonas aussah. Wie er machte sie einen Abdruck von ihrer Hand. Dabei stellten sie fest, dass



ihre Hände ungefähr gleich groß waren. Annys linker Zeigefinger war vielleicht ein klitzekleines bisschen länger, aber das konnte nur sie selbst sehen. Sie malte ihren Gipsabdruck orange und blau an, weil das ihre Lieblingsfarben waren. Jonas bevorzugte Gelb und Grün. Währenddessen konnten Waldi und ich beobachten, wie die beiden Freunde wurden und eine Menge Spaß hatten.

Am Nachmittag bekamen sie wie die meisten anderen Kinder Besuch und verzogen sich in ihre Zimmer. Später, es war schon dunkel, trottete Anny den Gang entlang am Spielzimmer vorbei. Sie winkte, als ihre Mutter mit schnellem Schritt durch die große weiße Tür verschwand. Dann schlurfte sie ins Spielzimmer, ließ sich in die Ecke neben den großen Schrank fallen und weinte.

„Was ist denn los?“, fragte ich erschrocken. „Warum weinst du denn?“ Aber Anny wollte mit niemandem sprechen. Stattdessen schniefte sie laut, während unablässig helle Tränen wie kleine, durchsichtige Kügelchen über ihre Wangen rollten. „Ich will nicht hierbleiben, ich will zu meiner Mama!“, schluchzte sie. Jetzt war es heraus! Aber sie musste immer heftiger weinen, weil ihre Mama nicht die Nacht über bleiben konnte, sondern nach Hause gefahren war.

„Alles nur wegen Jan“, knurrte Anny. Jan war ihr kleiner Bruder. „Was ist denn mit deinem Papa?“, fragte ich vorsichtig. – „Mein Papa muss heute Nacht arbeiten. Nachtschicht.“ – „Aha“, brummte ich, „dann ist alles klar.“ Anny schwieg wütend. Natürlich konnte Jan, der viel jünger war, erst recht nicht allein zu

Hause bleiben. Das sah Anny auch ein. Trotzdem war sie sehr traurig. „Das ist alles gar nicht so schlimm“, meinte ich schließlich. „Ich bleibe heute Nacht an deinem Bett sitzen, damit dir nicht unheimlich ist.“ Anny sah mich groß an. Dann rieb sie sich im Gesicht herum, stand plötzlich auf und nahm mich mit.

In ihrem Zimmer warteten bereits Penelope und Lena auf sie, die ebenfalls dort schliefen. Penelope war ein paar Jahre älter als Anny und räkelt sich in einer pinken Sportstose auf dem Bett. Sie wollte Pen genannt werden und hing ständig am Telefon. „Ich glaube, sie hat keine Mutter“, flüsterte mir Anny zu. Aber das stimmte nicht, denn Pen erzählte später, dass ihre Mutter einen ganz tollen Beruf habe. „Sie arbeitet eigentlich immer“, erklärte Pen, „deshalb bin ich meistens bei meinem Vater, aber der







arbeitet auch sehr viel, weil seine Freundin so viel Geld braucht.“ Pen redete wie ein Wasserfall. Anny hörte irgendwann gar nicht mehr zu, sondern drehte sich zum Fenster, wo die Sonne wie ein rotgoldener Ball zwischen Bäumen und Sträuchern nach und nach versank.

„Sag mal, hörst du mir überhaupt zu?“, kreischte Pen. „Schschschtttt“, machte Lenas Mutter und warf Pen einen genervten Blick zu. Lena war noch sehr klein und trug eine Windel. Ihre Mutter schlief im Bett neben ihr. Plötzlich stand Schwester Marlene in der Tür. „So“, sagte sie bestimmt. „Jetzt wird aber ge-

schlafen. Es ist schon sehr spät.“ Penelope zog sich die Decke über den Kopf und spielte beleidigte Leberwurst. Mit einem Mal war es sehr still. Anny kuschelte sich an mich und schniefte leise. „Piet“, murmelte sie nach einer Weile, „ich muss immer an Mama und Papa denken und manchmal auch an Jan.“ – „Ich weiß“, brummte ich leise. „Sieh mal, der Mond!“ Weiß glänzend schien der Mond zum Fenster herein. Er war fast ganz rund, wie eine Leuchtkugel mit einer kleinen Delle an der Seite. In seinem Schein wirkte Penelopes rechter Arm, der halb aus dem Bett hing, sehr blass. Er warf einen seltsamen Schatten an die Wand. Irgendwie sah es unheimlich aus, aber nur ein bisschen, denn es war ja nur Penelopes Arm im Mondlicht.

Außer dem leisen Schnarchen von Lenas Mutter war nichts zu hören. Mit offenen Augen lag Anny neben mir. „Du brauchst keine Angst zu haben“, flüsterte ich ihr ins Ohr. Anstatt zu antworten, zog Anny die Nase hoch. Plötzlich musste sie husten. Es war, als schüttele der Husten sie vollständig durch. Tränen schossen ihr in die Augen. Ich wartete, bis der Husten abgeklungen war, und streckte ihr meine Tatze hin. „Weißt du“, flüsterte ich, „eigentlich wohne ich in China. Ich bin auch nur zu Besuch hier. Wie du.“ – „Tatsächlich?“ Anny richtete sich erstaunt auf. „Tatsächlich“, antwortete ich.



„Denn ich komme aus den chinesischen Bambuswäldern. Sie sind meine eigentliche Heimat. Damals verspeiste ich jeden Tag Massen von Bambusblättern. Bambus war und ist mein einziges, über alles geliebtes Lieblingsgericht. Tagsüber streifte ich mit meinem Pandabruder Paul durch die Wälder, nachts betrachteten wir die Sterne. Eines Nachts seufzte ich und sagte: ‚Weißt du was, Paul. Ich möchte in die Welt hinaus. Ich möchte

etwas erleben. Ich möchte andere Kinder kennenlernen. Immer nur Bambus, das ist mir einfach zu langweilig.‘ – Wir seufzten beide und schwiegen. ‚Wenn ich nur ein einziges Mal auf einen Stern gelangen könnte‘, sagte ich. ‚Ich möchte so gern wissen, wie sich wohl seine Oberfläche anfühlt.‘ – ‚Wie Schnee‘, antwortete Paul, ‚sie fühlt sich wie eine Mischung aus Wolken und Schnee an.‘ Dazu machte er ein sehr kluges und ernstes Gesicht.

Dann verriet er mir ein Geheimnis: ‚Ich kenne einen Zauberer. Er heißt Huj-Doo und ist sehr alt und weise. Es heißt, er sei schon einmal dort gewesen.‘

Am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg zu Huj-Doo. Wir wanderten drei Hügel hinauf und auf der anderen Seite wieder hinunter, bis wir nach vielen Tagen an einen blauen Fluss gelangten. Auf der anderen Seite schimmerte dunkelrot das Dach einer einsamen Hütte. ‚Dort ist es‘, flüsterte mein Pandabruder. ‚Dort wohnt der große Zauberer Huj-Doo.‘ Aber wie sollten wir den Fluss überqueren? Eine Brücke gab es nicht. ‚Dann müssen wir eben schwimmen‘, meinte Paul und rieb aufgeregt die Vordertatzen aneinander. Aber das Wasser war viel zu kalt und zu tief. Wir dachten nach, mindestens eine halbe Stunde lang. Plötzlich hatte ich eine Idee. ‚Ich hab’s!‘, rief ich. ‚Wir bauen ein Floß.‘ Und so geschah es. Aus den Bambushölzern, die verstreut

am Ufer herumlagen, bauten wir ein Floß. Es war gerade groß genug, um uns beide, zwei Bärenkinder, über den tiefen blauen Fluss zu tragen. Dann standen wir endlich vor der Hütte des Zauberers und klopfen. Die Tür öffnete sich und wir blickten auf einen riesigen Bauch. Er gehörte Huj-Doo, der keineswegs so furchterregend aussah, wie ich mir einen Zauberer vorgestellt hatte. Im Gegenteil: Er schien zu lächeln. In der Hand hielt er zwei lange, dünne Stäbchen, zwischen denen eine Glasnudel steckte. Huj-Doo war gerade beim Mittagessen. ‚Na, ihr zwei Hübschen‘, sagte er mit tiefer Stimme. ‚Was führt euch zu mir?‘ Dann führte er uns in seine Küche. ‚Wir wollen einmal zu einem Stern fliegen‘, erklär-





te mein Pandabruder. ‚Vor allem Piet ist ganz wild darauf. Hier im Wald findet er es nämlich schrecklich langweilig.‘ – ‚Aha‘, murmelte Huj-Doo und stopfte sich weitere Glasnudeln in den Mund. ‚Ich möchte etwas von der Welt sehen‘, rief ich ungeduldig. ‚Und von einem Stern könnte ich sehr gut auf die Erde blicken.‘ – ‚Aha, verstehe‘, sagte Huj-Doo. ‚Aber die Entfernung von den Sternen zur Erde ist sehr groß. Du würdest so gut wie nichts von der Welt sehen.‘ – Ich brummte wütend in mich hinein. Huj-Doo sah mich lange an. ‚Sieh mal, Piet‘, sagte er dann und zeigte auf eine Liege,



an der ein mächtiger Eisenhebel befestigt war. ‚Dies ist eine Traummaschine. Wenn du es wünschst, schieße ich dich mit dieser Traummaschine an einen fremden Ort. Du wirst etwas von der Welt sehen und vielen Kindern begegnen. Du wirst ein lustiges Leben haben und eine schöne Aufgabe erfüllen.‘ Ich war sehr neugierig. Immer hatte ich mir gewünscht, etwas von der Welt zu sehen. Jetzt sollte es wahr werden.





„Ist das nicht sehr gefährlich?“, fragte Paul besorgt, aber Huj-Doo schüttelte energisch den Kopf. Dann legte ich mich auf die Maschine. Huj-Doo gab mir ein Fläschchen mit einer dunkelgrünen Flüssigkeit zu trinken. Sie schmeckte sehr süß. Ich trank das Fläschchen in einem Zug leer. Inzwischen heizte der Zauberer den Kessel an, der unter der Liege stand. Dampf stieg neben mir auf. Paul hielt meine rechte Tatze. „Denk an etwas Schönes“, raunte Huj-Doo, und ich dachte an einen lichten grünen Bambushain,

in dem die Vögel zwitscherten. Dann schlief ich ein. Als ich erwachte, lag ich nicht im Schatten eines Waldes, sondern auf einem blau gestreiften Sofakissen. Ein fremdes Gesicht hing über mir und starrte mich an, während lange blonde Haare mich an der Schulter kitzelten. Sie gehörten einer Frau, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Ich war so verwundert, dass ich irgendetwas brummte, was die Frau nicht verstand, aber nach

einiger Zeit lernten wir uns besser kennen. Sie hieß Barbara Sander. Bei einem Sonntagsspaziergang im Park hatte sie mich gefunden, auf dem Boden zwischen einigen Bambusbäumchen liegend, die dort in riesigen Kübeln aufgestellt sind. „Als hätte dich dort jemand verloren“, meinte sie. Barbara Sander wohnte in Berlin und hatte beschlossen, mich bei sich aufzunehmen. Ihr Ehemann Klaus Sander ist Arzt und arbeitet hier im Kran-

kenhaus. Einige Wochen lang lebte ich bei den Sanders im Wohnzimmer. Als sie bemerkten, wie einsam ich mich auf dem blauen Sofa mit den gestreiften Kissen fühlte, hatten sie eine Idee. Sie brachten mich auf die Kinderstation und zeigten mir das Spielzimmer. ‚Du hättest immer Gesellschaft, könntest mit den Kindern spielen und mit Waldemar Wipfel plaudern. Wie wäre das?‘ fragten sie mich. – ‚Großartig‘, antwortete ich. Seit diesem Tag wohne ich im Spielzimmer und bin sehr zufrieden. Nur manchmal, wenn der Mond sehr voll ist und der Himmel voller Sterne, die von weit her ins Zimmer scheinen, dann erinnere ich mich an den silbrigen Schimmer der weiten chinesischen Bambuswälder. Und wie es ist, wenn ein sanfter Luftzug durch sie hindurchweht und sie sich anmutig zur Seite biegen, als wiegten sie sich zu den Klängen einer leisen Musik.“

Anny lag ganz still. Ihr Husten war verstummt, ihre Stirn nicht mehr heiß und fiebrig. Sie war längst eingeschlafen und atmete friedlich. Sicherlich träumte sie von hellgrünen Farnen und Pandabären, mit denen sie vergnügt im Wald spielte.

Am nächsten Morgen schien die Sonne, die Nacht war längst vergessen. Anny



hopste mit rosigen Wangen den Gang entlang ins Spielzimmer und hustete nur noch selten. Zusammen mit Jonas und Waldi vertrieben wir uns die Zeit und bauten uns aus Kissen und Spielsachen eine Höhle. Manchmal kam sogar Penelope im Spielzimmer vorbei, obwohl sie schon viel größer und älter war. „Aber man kann ja nicht nur telefonieren“, sagte sie schnippisch, und alle gaben ihr recht. „Außerdem“, sagte Waldemar mit wichtiger Miene, „ist Spielen viel gesünder.“

So vergingen die Tage wie im Flug, bis Anny am Freitagnachmittag ins Spielzimmer stürmte und atemlos vor Waldi und mir stehen blieb: „Ich bin gesund!“, rief sie und hüpfte um uns herum. „Ich darf nach Hause gehen.“ – Natur-

lich freuten wir uns alle, auch Jonas, der seine Hände tief in die Taschen seiner Jeans versenkt hatte. Er würde Anny vermissen - so wie ich sie vermissen würde, und Waldi und Foorouzande natürlich auch. „Ich hoffe, du besuchst uns irgendwann einmal“, sagte Waldi feierlich. – „Klar“, rief Anny, „jeden Tag.“ Sie war sehr ausgelassen. Dann wandte sie sich zu Jonas um. „Wie lange musst du noch bleiben?“, wollte sie wissen. Jonas hielt drei Finger in die Höhe, den Kopf gesenkt. „Noch drei Tage“, sagte Anny und wiegte den Kopf. „Mindestens“, ergänzte Jonas. Schüchtern sahen Anny und Jonas sich an. „Ich glaube, das ist ein Fall für Piet“, meinte sie dann. „Mit Piet verfliegen drei Tage blitzschnell. Er kennt nämlich viele Geschichten, manche stammen sogar aus China. Nicht wahr, Piet?“ – „So ist es“, bestätigte ich und grinste. „Was denn für



Geschichten aus China?“, quatschte Waldi dazwischen, ungeduldig wie immer. Aber Anny und ich guckten so, als wüssten wir von nichts. Dann verabschiedeten wir uns und schwenkten Waldis kariertes Taschentuch, als Anny und ihr Papa durch

die große weiße Tür davongingen. Und als keiner hinsah, blinzelte jeder von uns dreien wegen einer winzigen Träne, die sich irgendwo im Auge verfangen hatte.

Jonas, Waldi und ich verbrachten drei weitere Tage auf der Kinderstation. Anny kam zu Besuch, wir bastelten mit ande-

ren Kindern ein Piratenschiff und spielten Penelope einen Streich. Aber das ist eine andere Geschichte. Vielleicht werde ich sie euch einmal erzählen.

ENDE .....



## Panda Piet geht auf Reisen

für Kinder im Alter von 3 bis 5 Jahren

Eines schönen Tages, als Waldemar Wipfel und ich darüber sprachen, in die Welt hinauszugehen und ein richtiges Abenteuer zu bestehen, stürmte Anny mit großen Schritten ins Spielzimmer. „Nanu“, sagte Waldemar. Neugierig sahen wir sie an. „Piet“, rief sie aufgeregt, „du musst mir unbedingt helfen! Mein kleiner Bruder soll geimpft werden!“ Sie schnaufte und ihre Wangen waren ganz rot, so schnell war sie gerannt. „Am besten begleitest du mich ins Sprechzimmer und setzt dich neben ihn. Ich glaube, das könnte helfen.“ – Ich war so erstaunt, dass ich nur ein leises Brummen herausbrachte, das eher wie ein Schnarchen klang. Aber in Wirklichkeit bedeutete dieses Brummen: „Super! Ich bin dabei. Wann geht die Reise los?“ – „Sofort“, antwortete Anny, die immer verstand, was ich sagen wollte. Was für ein wunderbarer Tag, der voller Überras-





schungen steckte. Ich, Piet der Pandabär, sollte auf Reisen gehen, und noch dazu ins Sprechzimmer, dorthin, wo die kranken Kinder behandelt werden, bevor sie auf die Kinderstation kommen. Der einzige, der nicht zufrieden aussah, war Waldemar.

„Und ich?“, fragte er laut und kräuselte seine grünen Haare. „Ich will auch ein Abenteuer erleben.“ In diesem Moment schaltete sich Foorouzande ein. „Waldi, du kannst mich doch nicht allein lassen“, sagte sie vorwurfsvoll. „Erstens bist du das Maskottchen der Kinderklinik. Und zweitens: Wer soll denn mit den Kindern spielen, wenn ich Mittagspause mache und Piet auf Reisen ist?“

Waldemar Wipfel schüttelte seine grüne Mähne. „Das stimmt“, sagte er schließlich. „Also gut, ich bleibe hier und schmeiße den Laden, wie es sich gehört. Und zwar ohne Piet! Mal sehen, was die Kinder dazu sagen.“ Mit Laden meinte er natürlich das Spielzimmer. Vergnügt rieb er sich die Hände. „Das ist eine wichtige Position“, sagte er und grinste. Denn Waldi war immer scharf darauf, eine wichtige Position zu haben. „Sehr richtig“, bestätigten alle. Ich versprach ihm hoch und heilig, eine Postkarte zu schreiben und ins Spielzimmer zu schicken. „Wenn ihr euch wiederseht, gibt es bestimmt eine Menge zu erzählen“, meinte Foorouzande. „Denn auch auf der Kinderstation passiert ab und zu mal



ein Abenteuer.“ Waldi und ich klopfen uns zum Abschied auf die Schulter, Foorou-zande winkte und dann ging es los. Auf ins Sprechzimmer.

„Pass bloß auf, dass meinem kleinen Bruder nicht schlecht wird“, sagte Anny, als wir durchs Treppenhaus liefen, „Immer wenn Jan Blut sieht, auch wenn es nur ein klitzekleiner Tropfen ist, dann fällt er – bumm! – in Ohnmacht. Und bis er wieder aufwacht“ – sie machte große Augen – „bis er wieder aufwacht, das kann dauern!“ Ich nickte. Ich konnte mir gut vorstellen, dass Jan überhaupt keine Lust hatte, geimpft zu werden. Sogar dann nicht, wenn alle anderen sagten, dass Impfen sehr wichtig sei. Eine Vorsichtsmaßnahme, um schweren Krankheiten vorzubeugen. Und ich dachte an meine eigene Impfung, die schon viele Jahre zurücklag, aber ich konnte mich nicht erinnern, dass es wehgetan hatte.



Im Sprechzimmer roch es ein bisschen mehr nach Arzt und Krankenhaus, aber eigentlich war die Luft ganz okay. Jan saß bereits auf der Untersuchungsliege, während Dr. Sander – so hieß der Arzt – sich mit Anny und Jans Mutter unterhielt. „Es tut überhaupt nicht weh“, sagte er gerade, „und wenn irgendetwas wehtun sollte, höre ich augenblicklich auf.“ In diesem Moment rief Anny laut: „Hier ist Piet!“, und hielt mich in die Höhe. „Ich habe Piet mitgebracht, damit er dir Beistand leistet.“ So stellte mich Anny Jan vor. Dr. Sander und ich grinsten uns an. Wir kannten uns schon sehr lange.

„Bin ich froh, dass du nicht in Ohnmacht gefallen bist“, sagte sie zu Jan. „Wenn Piet nicht gewesen wäre...“ – „So schlimm ist es gar nicht“, meinte Jan gelassen. „Impfen geht schneller, als du denkst.“ Und zu mir sagte er: „Komm, Piet, wir spielen. Mädchen machen immer Wind um jede Kleinigkeit.“ – „Das finde ich nicht“, brummte ich dazwischen, denn Anny war

Ich setzte mich auf Jans Schoß, der sich mit seinen verschwitzten Fingern an meiner schwarz-weißen Tatze festhielt. Seine Mutter und Anny stellten sich auf die andere Seite. Und dann ging alles ganz schnell. Dr. Sander zog eine Spritze auf und piekte Jan einmal ganz schnell in den Arm. Aber noch ehe Jan irgendetwas gespürt hatte, war es vorbei. „Das war es schon“, sagte Dr. Sander. Jan drückte mich glücklich an sich. Ganz leise flüsterte er mir etwas ins Ohr. Ich konnte es nicht richtig verstehen, aber ich glaube, er sagte danke oder etwas ähnliches. Anny zappelte um uns herum.







meine Freundin. Ich wusste, dass sie ein sehr tapferes Mädchen war. Die beiden nahmen mich in die Mitte und zu dritt spielten wir mit der Eisenbahn, die in der Ecke des Sprechzimmers stand. Aber als wir gerade einen kleinen Bahnhof gebaut hatten, waren die Erwachsenen mit ihrer Besprechung fertig und die Kinder mussten gehen. „Auf Wiedersehen, Piet“, riefen sie mir zu, und schon waren Anny und Jan verschwunden.

„Sei nicht traurig, Piet!“ Dr. Sander blickte mich verständnisvoll an. „Du wirst Jan bald wiedersehen“, sagte er, „spätestens in sechs Wochen, wenn er wieder geimpft werden muss.“

Als Dr. Sander mich ans Kopfende der Behandlungsliege setzte, schnüffelte ich leise vor mich hin. War das der Sinn meiner Reise gewesen, am Ende ganz allein mit Dr. Sander im Sprechzimmer zu hocken und Löcher in die Luft zu gucken? Ohne Freunde, ohne Aufgabe? Von einem Abenteuer konnte ja wohl keine Rede sein! Ich musste an Waldemar Wipfel denken, der jetzt mit vier, fünf Kindern durchs Spielzimmer tobte



und sich verdammt wichtig fühlte. Eigentlich ließ sich gegen Dr. Sander nichts sagen. Seine Frau Barbara war es gewesen, die mich im Park gefunden hatte, vor langer, langer Zeit. Er war immer sehr freundlich, und außerdem hatte er eine sehr angenehme, tiefe Stimme. Vermutlich gehört das alles zu seinem Beruf, dachte ich und beobachtete, wie er in der Patientenkartei blätterte. „Was ist eigentlich los?“ Mit einem Ruck drehte er sich plötzlich zu mir herum. „Du siehst ja richtig griesgrämig aus.“ Lachend fuhr er mit der Hand durch seinen dichten blonden Haarschopf; dazwischen schimmerten rosa zwei bemerkenswert große Ohren hervor. „Pass auf, Piet“, sagte er dann



energisch. „Ich mache dir einen Vorschlag: Entweder du bleibst hier und assistierst mir hier im Sprechzimmer. Oder ich bringe dich zurück auf die Kinderstation, wo dein eigentliches Zuhause ist.“ – Und wo Waldemar Wipfel den Laden schmeißt, dachte ich wehmütig. – „Du musst dich schnell entscheiden, Piet. Das ganze Wartezimmer ist voll mit Kindern, denen etwas wehtut.“ Assistieren... Das klang sehr verlockend. Es bedeutete, dass ich immer dann zur Stelle sein sollte, wenn eine kleine Patientin oder ein kleiner Patient sich elend und krank, allein und verlassen fühlte. Dann würde ich mich neben

sie oder ihn setzen, meine schwarz-weiße Bärenkatze in seine Hand legen und ihn trösten. Ja, das würde mir gefallen. Das war eine sehr gute Aufgabe, fand ich, und sie war bestimmt ebenso wichtig wie Waldis Spielaktionen auf der Kinderstation. „Also gut“, sagte Dr. Sander.





„Schlag ein, Piet. Ab heute arbeiten wir zusammen.“

Und so geschah es, dass Dr. Klaus Sander und ich zusammen im Sprechzimmer arbeiteten, viele Wochen lang. Ich beobachtete, wie Klaus mit den Kindern sprach und herausfand, was ihnen weh-tat. Wie er Medikamente verschrieb und alles Mögliche tat, damit die Schmerzen weggingen. Und ich beobachtete auch, wie aufmerksam die Eltern ihm zuhör-ten; vor allem die Mütter sahen oft träumerisch aus dem Fenster, wenn Dr. Sander etwas erklärte, weil er so eine angenehme, tiefe Stimme hatte. Ich hin-gegen lernte sehr viele Kinder kennen. Manche waren schüchtern und gaben keinen Laut von sich, andere wollten

so schnell wie möglich das Krankenhaus wieder verlassen, und wieder andere drückten mich vor lauter Aufregung so stark an sich, dass ich kaum Luft bekam. Aber fast alle Kinder waren sehr tapfer und freuten sich, dass ich ihnen Gesell-schaft leistete.

Plötzlich, es war nach dem Mittagessen und das Wartezimmer voller Kinder, fiel mir etwas ein: „Die Postkarte!“, brummte ich laut. Ich hatte ganz verges-sen, Waldemar Wipfel eine Postkarte zu schreiben! Obwohl ich es ihm hoch und heilig versprochen hatte. Aber wie sollte ich jetzt so schnell eine Postkarte auftrei-ben? Es war schrecklich. Dr. Sander sah sehr beschäftigt aus, Schwester Regina ebenfalls. Ich beschloss, den nächsten

Patienten, der das Sprechzimmer betrat, um Hilfe zu bitten. Es war Gabriella, ein zartes vierjähriges Mädchen. Zögernd setzte sie einen Fuß vor den anderen und hielt sich an der Hand ihrer Mutter fest. „Setz dich hier auf den Stuhl“, sagte Gabriellas Mutter leise. Sie wirkte sehr besorgt. Zitternd saß Gabriella vor Dr. Sander und versuchte, seine Fragen zu beantworten. Aber offensichtlich konnte sie kaum einen klaren Gedanken fassen, so sehr tat ihr der Bauch weh. Immer wieder krümmte sie sich zusammen vor Schmerzen. Vorsichtig, um die Untersuchung nicht zu stören, schlich ich mich an und ließ mich in ihrer Nähe auf der Schreibtischkante nieder. Das Mädchen tat mir sehr leid. „Am besten bleibt Gabriella zwei Tage und Nächte im Krankenhaus“, hörte ich Dr. Sander sagen. „Nur zur Beobachtung. Wahrscheinlich geht es ihr morgen schon viel besser.“ Gabriella riss die Augen auf. „Nein, ich will nicht hierbleiben.“ Sie schluckte, weil sie Tränen in den Augen hatte. Dann musste sie wieder husten. Klaus stieß mich an. „Jetzt bist du dran, Piet“, flüsterte er. Aber ich wusste nicht, was ich sagen sollte. „Die Kinderstation ist gar nicht so schlimm“, brummte ich unsicher und versuchte, ein lustiges Gesicht zu

machen. Am besten wäre es natürlich, wenn jemand sie begleitete, dachte ich. In diesem Moment fiel mir ein, dass die Kinderstation mein eigentliches Zuhause war. Und ich merkte plötzlich, dass ich Heimweh hatte: nach dem Spielzimmer und Foorouzande und auch nach Waldemar Wipfel. Eine Ewigkeit schien vergangen zu sein, seitdem Annys kleiner Bruder geimpft worden war.

„Soll ich dir die Kinderstation zeigen?“ fragte ich Gabriella. „Ich kenne mich dort ziemlich gut aus. Das Spielzimmer ist meine Spezialität.“ Gabriella wischte sich die Tränen von der Wange. „Dann gehen wir zusammen auf die Kinderstation“, beschloss sie. Während die Großen alles Weitere besprachen, lehnte ich mich zu ihr hinüber. „Vielleicht könntest du mir einen Gefallen tun?“, brummelte ich leise in ihr Ohr. Gabriella sah mit ihren hellblauen Augen in meine schwarzen Knopfaugen und nickte verschwörerisch. „Ja“, flüsterte sie zurück. „Was ist es denn?“ Ich erzählte ihr von der Postkarte, die ich unbedingt schreiben musste, bevor ich auf die Kinderstation zurückkehrte. Gabriella hatte sofort eine Idee. Sie griff in ihr pink Plastikhandtäschchen, das sie neben sich auf den Stuhl gelegt hatte, zog ein zerknittertes Stück Papier

heraus und wedelte damit herum. Der Zettel war besser als jede Postkarte. Ich dachte mir einen Brief an Waldemar aus, und Gabriella übernahm das Schreiben. Da sie noch nicht zur Schule ging, sah ihre Schrift ein bisschen seltsam aus, aber wir waren beide sicher, dass sich Waldemar über den Brief sehr freuen würde. Gabriella schrieb:

*Lieber Waldemar Wipfel! Im Sprechzimmer geht es mir aus-  
gezeichnet. Die Luft ist sehr gut. Klaus ist ein netter Arzt.  
Eigentlich heißt er Doktor Sander. Wir sind Freunde und  
wir behandeln viele Kinder. Deshalb ist uns nie langweilig.  
Viele Grüße! Piet. P.S. Viele Grüße auch von mir. Gabriella.*

Zusammen mit Gabriella kehrte ich heimlich abends auf die Kinderstation zurück. In der Nacht wachte ich am Kopfende ihres Bettes. Am nächsten Morgen zeigte ich ihr die Kinderstation. Das war eine Überraschung, als wir beide plötzlich im Spielzimmer standen! Foorouzande und Waldemar freuten sich wie verrückt. Sie riefen immer wieder: „Piet, da bist du ja!“ und warfen mich in die Luft, so froh und übermütig waren sie. Gabriella lachte mit, plötzlich war das Bauchweh fast verschwunden. „Waldemar Wipfel“, sagte sie laut und deutlich. – „Ja?“ Waldi zuckte zusammen. – „Ich habe einen Brief für dich.“ Gabriella strahlte ihn an. Dann übergab sie Waldi feierlich den Brief. „Für mich?“, stammelte er und legte die Stirn in Falten. „Nanu. Wer schreibt mir denn einen Brief?“

Ich hingegen verzog mich auf die Fensterbank, wo ich Foorouzande von meinen Erlebnissen im Sprechzimmer berichtete. Irgendwann bemerkte ich, dass jemand an meinem Fell zupfte. Es war Waldemar. „Vielen Dank für deinen Brief“, sagte er.





„Aber was ist mit dem Abenteuer?“ – „Wieso Abenteuer?“ Was für eine seltsame Frage. Vor lauter Verlegenheit drehte ich an meinem Schnurrbart herum. – „Du bist auf Reisen gegangen, aber du hast überhaupt kein Abenteuer erlebt“, grummelte Waldi. – „Ich habe sehr viele Abenteuer erlebt!“, antwortete ich wütend. „Aber es sind so viele gewesen, dass sie unmöglich auf diesen kleinen Zettel gepasst hätten.“

Waldemar schwieg. Ein komischer Kerl, dachte ich und stampfte wütend mit dem Fuß auf. „Ach so“, murmelte Waldi, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte. „Ich kann mich auch an kein einziges Abenteuer erinnern. Aber weißt du“ – Waldemar zwinkerte mir vergnügt zu – „merkwürdigerweise kommt mir das Leben im Spielzimmer auf der K05 doch sehr abenteuerlich vor.“ – „Ja, damit könntest du recht haben“, sagte ich stolz. „Unser Leben auf der Kinderstation kommt mir auch ziemlich abenteuerlich vor.“

ENDE .....

## Der Fahrradunfall

für Kinder im Alter von 9 bis ... Jahren

Dass es Mario irgendwann erwischen würde, war eigentlich klar gewesen. Bei jedem Wetter heizte er wie ein Irrer auf seinem supercoolen Sportrad zur Schule. Die Kurven nahm er besonders eng, ja er legte sich förmlich in sie hinein wie ein Motorradfahrer, und wehe ein anderer Radfahrer wagte es, ihn zu überholen! Aber so etwas war bisher noch nicht vorgekommen. „Du radelst dich noch um Kopf und Kragen“, hatte einmal die Sportlehrerin zu Mario gesagt, als dieser ihr Auto haarscharf geschnitten hatte. Zur Strafe hatte sie ihm zwei Extrarunden beim 400-Meter-Lauf aufgebürdet. Aber Mario steckte das ziemlich locker weg. Das fand zumindest Paul, der jeden Tag mit dem Bus zur Schule fuhr und nicht selten Marios Fahrstil von dort aus bewunderte. Paul war sowieso das exakte Gegenteil von Mario: dick und schwerfällig, so dass ihm jede Sportart zuwider war, dafür aber sehr gut in Mathe. Nicht selten machten die Mädchen sich über ihn lustig. „Du schnaufst ja wie ein Walross“, hatte ihm neulich eine aus der fünften Klasse nachgerufen, und Paul hatte so schnell keine Antwort parat gehabt. Er war rot angelaufen und einfach weitergeschlurft, aber er hatte das Walross nicht vergessen. Es klebte in seinem

Kopf, und jedes Mal wenn er an einer Mädchengruppe vorbeimusste, versuchte er, besonders lässig auszusehen, was nicht gerade einfach war und so gut wie nie gelang.

Es war an einem sonnigen Dienstagmorgen. Paul saß im Bus und beobachtete mit einer Mischung aus Bewunderung und Neid, wie Mario den Radweg entlangsauste, als etwas völlig Überraschendes geschah: Lara, die kleine blonde Lara, die ebenfalls in die 7a ging, zog mit hochoberem Kopf und selbstzufriedener Miene an Mario vorbei. Das Tempo schien sie nicht einmal besonders anzustrengen. Mario, ebenso erstaunt wie Paul, brauchte einige Sekunden, bis er Laras Attacke realisierte, dann trat er wie verrückt in die Pedale. An der Ecke holte er Lara ein. Mit einem Affenzahn raste er links an ihr vorbei, aber ein Fußgänger kreuzte den Weg, er riss den Lenker herum, um auszuweichen, das Rad trudelte, da flog er schon über den Lenker und knallte gegen die efeubewachsene Schulmauer, wo er wie ein Sack zu Boden fiel.

Paul sah gerade noch, wie Lara vom Rad sprang und neben Mario in die Knie ging. Als Paul einige Minuten später das Schulgelände erreichte, waren Mario und

Lara umringt von Menschen. Einer der Lehrer hatte bereits einen Krankenwagen gerufen, der mit Blaulicht eintraf. Sanitäter und Ärzte sprangen heraus, legten Mario auf eine Trage und transportierten ihn ab. Paul sah sich nach Lara um, die immer noch dort hockte, wo zuvor Mario gelegen hatte. „Alles in Ordnung?“, fragte er und hob ihr Rad auf, das mitten in der Schuleinfahrt lag. „Ja natürlich, alles klar“, murmelte sie. Ihre Hand zitterte leicht, als sie das Rad übernahm und in die Fahrraddecke schob.

Mario hatte bis eben das Gefühl gehabt, in einer watteweichen, unendlichen Stille aufgehoben zu sein. Jetzt, als er mühsam die Augen öffnete, sah er einen jungen Mann mit Glatze neben sich stehen, der ihn freundlich anblickte. Er war weiß gekleidet und schien mit ihm sprechen zu wollen, ja er hatte ihm irgendeine Frage gestellt, aber ihr Inhalt war Mario entglitten. Sein Kopf brummte, als flögen dort tausende von Hummeln hin und her, so dass er überhaupt nicht nachdenken konnte. Der Mann sagte, dass er Tom heiße und als Pfleger hier im Krankenhaus arbeite. Und ich, wollte Mario fragen, was mache ich hier? Unwillkürlich sah er sich nach seinen Eltern um. Die konnten ihn doch nicht einfach ins

Krankenhaus stecken. Was sollte er denn hier? „Du hattest einen schweren Fahrradunfall“, sagte Tom ruhig. Aber Mario konnte sich an keinen Unfall erinnern. Er war mit dem Rad zur Schule gefahren, das stimmte. Es war ein schöner Tag gewesen, die Sonne hatte geschienen – aber dass er einen Unfall gehabt hatte... Wenn ihm nur der Kopf nicht so schwer wäre, er hatte regelrechte Kopfschmerzen. Tatsächlich, er trug einen Verband und befand sich offenbar in einer Art Krankenzimmer, soweit sich das erkennen ließ. Außerdem hatte er ein un gutes Gefühl in der Magengegend, so als hätte er etwas Schlechtes gegessen und müsse sich übergeben. „Ich glaube, mir ist schlecht, ich muss brechen!“, brachte er gerade noch heraus, da hielt ihm Tom bereits eine Art Napf unters Kinn, in das Mario sich übergab. Tränen schossen ihm in die Augen. Er verstand gar nichts mehr. Mit zitternden Fingern wischte er sich den Mund ab, und dann waren plötzlich Mama und Papa da, standen an seinem Bett und hielten seine Hand fest. Die würden schon alles im Griff haben, dachte Mario und legte seinen Kopf zurück aufs Kissen.

Wenig später wurde sein Bett in ein anderes Zimmer geschoben. Ich bin Dr.

Pietsch, hörte Mario eine Frau sagen, die zuerst seinen Eltern die Hand gab und sich dann auf ihn konzentrierte. Sie würde ihn jetzt untersuchen, sagte sie, um herauszufinden, ob alle Körperfunktionen in Ordnung seien. Marios Eltern nickten. Mit einer ruhigen Bewegung zog Frau Dr. Pietsch eine Taschenlampe aus ihrer Kitteltasche. „Nicht erschrecken“, sagte sie zu Mario und beugte sich vor. Sie hatte dunkelbraune Augen und sah eigentlich sehr nett aus.

Aber als sie ihm plötzlich in die Augen leuchtete, erschrak Mario doch und zuckte zurück. Mit den Augen folgte er dem Licht, damit die Ärztin seine Pupillen beobachten konnte. „Jetzt streck mir bitte einmal die Zunge heraus“, verlangte Frau Dr. Pietsch. Mario sah sie unsicher an. Was für eine merkwürdige Untersuchung, dachte er. „Hey, Mario“, sagte die Ärztin und streckte ihm selbst die Zunge heraus, dann lachte sie so ansteckend, dass Mario mitlachen musste. Okay, dann würde er ihr auch die Zunge entgegenstrecken. Er fing an, Grimassen zu schneiden. Anschließend sollte er pfeifen, die Backen aufblasen, die Zähne zeigen und die Zunge hin- und herbewegen. „Das machst du sehr gut“, lobte die Ärztin. Mario war inzwischen richtig in

Fahrt gekommen und brachte alle zum Lachen. „Jetzt schließe einmal die Augen und versuche, mit dem Zeigefinger deine Nasenspitze zu berühren.“ – „Kein Problem“, sagte Mario und tastete in seinem Gesicht herum, aber seine Nase war ganz woanders, als er vermutet hatte. Auch die Übungen, bei denen er Arme und Beine bewegen sollte, waren gar nicht so einfach, und als er zum Abschluss der Untersuchung versuchte, wie ein Seiltänzer auf einer Linie zu gehen, schwankte er hin und her, als wäre er seekrank.

Endlich durfte er sich wieder hinlegen. Tom, der Pfleger, trat an Marios Bett und erklärte, dass er ihm jetzt Blut abnehmen werde. Es gehe sehr schnell und täte überhaupt nicht weh. Und so war es auch. Danach wurde bei Mario ein Tropf angelegt. Das bedeutete, dass durch einen Schlauch eine durchsichtige Flüssigkeit in seinen Körper geleitet wurde. Mario sah Tom aufmerksam dabei zu, wie er den Schlauch an einem winzigen Loch in seinem Arm befestigte. Einen Augenblick lang verspürte er nicht einmal mehr Kopfschmerzen, so aufregend war alles. Von ferne hörte er, wie seine Eltern leise mit der Ärztin sprachen. Sie murmelten und murmelten. So ist das also, wenn man eine Gehirnerschütterung hat, dachte er und wurde sehr müde.



In der Zwischenzeit hatten Paul und Lara eine Doppelstunde Deutsch hinter sich gebracht und standen nun auf dem Pausenhof herum. Paul wie immer allein. Er dachte an Mario und den Unfall. Immer wieder hatte er das Bild vor Augen, wie Mario leblos auf dem Asphalt lag, während sein Kopf schräg abgeknickt war, seine Augen geschlossen. Lara muss es ähnlich gehen wie mir, dachte Paul. Wahrscheinlich ist sie mindestens so geschockt wie ich. Zaghafte sah er sich nach Lara um. Ihre beste Freundin Claudi war heute nicht zur Schule gekommen. Verloren stand sie zwischen den anderen Mädchen herum. Als Paul plötzlich neben ihr stand und sie ansprach, fuhr sie zusammen. Nervös schob sie eine blonde Haarsträhne hinter das Ohr. Paul sah auf ihre Füße, er wusste nicht so recht, was er sagen sollte. „Wegen Mario“, fing er an, „ich meine, das war ja klar, dass es den irgendwann mal hinhalten würde.“ Lara sah ihn mit großen Augen an. „Ich meine, das ist nicht deine Schuld.“ Lara antwortete nicht sofort, sondern blickte wie Paul zu Boden. „Es ist alles so schnell gegangen“, sagte sie leise und hob den Kopf. „Wie er ausgesehen hat, wie tot!“ Entsetzt stand ihr ins Gesicht geschrieben. Mit bebender Hand hielt sie

den Strohalm fest, der in ihrem Kakaogetränk steckte. „Mario ist bald wieder kerngesund, da bin ich ganz sicher.“ Paul war jetzt in seinem Element und versuchte, sie aufzumuntern. Er erzählte, wie er den Unfall vom Bus aus beobachtet hatte und dass es völlig normal sei, ohnmächtig zu werden, wenn man mit Karacho gegen eine Mauer rase, und dass es absolut nicht Laras Schuld sei, man müsse eben einen Helm tragen... An dieser Stelle nickte Lara versonnen. „Wenn Mario nicht so verdammt eitel wäre“, sagte sie. „Aber Fahrradhelme sehen nie supercool aus.“ Paul grinste. „Was sieht schon supercool aus? Vielleicht eine Vollbremsung mit Körpereinsatz?“ Sie lachten. „Hey, Paul, du laberst ja wie ein Wasserfall“, hieß es plötzlich aus der Mädchenriege. „Lass doch die arme Lara in Ruhe.“ Ein Ruck ging durch Lara, während Paul eine unangenehme Hitze ins Gesicht stieg. In diesem Moment klingelte es, die Pause war zu Ende. Paul wandte sich um und ging langsam die Treppe hoch, Lara folgte ihm in einigem Abstand. Als sie oben waren, berührte sie leicht seinen Ärmel. „Vielleicht sollten wir Mario im Krankenhaus besuchen“, sagte sie und setzte sich, ohne seine Antwort abzuwarten, auf ihren Platz.

Der Untersuchungstisch, auf dem Mario lag, war ziemlich hart. Sein Kopf ruhte in einer Halterung. Zerstreut betrachtete er die Neonröhren an der Decke und wartete darauf, dass etwas geschehen würde. Plötzlich ertönte über Lautsprecher eine Männerstimme, die freundlich, aber bestimmt sagte: „Bitte ganz ruhig liegen bleiben, Mario. Und bewege keinesfalls den Kopf!“ Am liebsten hätte Mario sich aufgesetzt und herausgefunden, woher die Stimme eigentlich kam. Stattdessen befolgte er die Anweisung des Arztes und versuchte, stocksteif dazuliegen. Er lag so still, dass ihm sogar sein Atem laut vorkam. „Achtung, es geht los“, hörte er den Arzt sagen. Mit einem leichten Ruckeln setzte sich die Liege in Bewegung und fuhr rückwärts, so dass sein Kopf in einen offenen, breiten Ring geschoben wurde. Mario blickte in die Innenseite des Rings, während das Gerät brummende Geräusche von sich gab. Jetzt, in diesem Moment, fotografierte die Maschine das Innere seines Kopfes, sein Gehirn. Es kam ihm irgendwie großartig vor. Offensichtlich handelte es sich um einen sehr komplizierten Apparat, wenn er so verborgene Körperstellen wie seine Gehirnwindungen sichtbar machen konnte. Ob sie wohl auch meine Gedanken lesen

können, fragte er sich. Nein, das konnte nicht das Ziel der Untersuchung sein. Die Mediziner wollten ja nur sehen, ob er keine Verletzungen hatte, die man von außen nicht sehen konnte.

Wenige Minuten später fuhr die Liege wieder heraus, und Mario atmete tief durch. Die beiden Ärzte, die die Untersuchung durchgeführt hatten, verschanzten sich hinter ihrem Computer. Konzentriert blickten sie auf den Bildschirm, auf dem ein Bild mit einem undurchschaubaren Gewirr von Linien zu sehen war. Es war das Bild, das sie von der Innenseite seines Kopfes gemacht hatten und das sie nun ausführlich studierten.

Mario wurde indessen zurück auf die Kinderstation gebracht. So sieht also mein Gehirn aus, überlegte Mario, nichts als Linien. Mein ganzer Kopf besteht aus Linien, die sich verzweigen. Wahrscheinlich transportieren sie die Gedanken. Das erschien ihm ziemlich merkwürdig. Plötzlich stand Tom im Zimmer und reichte ihm ein Tablett: das Abendessen. Und Mario merkte genau in diesem Moment, als er den Teller sah, dass er ziemlich großen Hunger hatte. Der Kartoffelsalat schmeckte ausgezeichnet, ebenso die Würstchen; zum Nachtisch gab es Vanillepudding. Und auf einmal

erschien Mario alles nicht mehr ganz so merkwürdig, sondern eher wie ein großes Abenteuer, das er zu bestehen hatte.

Drei Tage später durfte er endlich aufstehen. Ihm war nicht mehr übel und auch sein Kopf schien klarer. Als er den Gang entlangschlappte, um sich eine Flasche Apfelsaft zu holen, verspürte er eine leichte Müdigkeit in den Beinen. Sie war sofort weg, als er Paul erblickte. Paul stand ein paar Meter neben dem Getränkeisch. Er schien auf etwas zu warten. „Hey, was machst du denn hier?“, rief Mario überrascht.

„Paul, kommst du mal“, tönte es aus dem Arztzimmer herüber. Frau Dr. Pietsch stand in der Tür. „Ich möchte dir gern erzählen, was ich mit deiner Mutter besprochen habe.“ Wortlos, wie ertappt, trotzte Paul an Mario vorbei und verschwand im Arztzimmer. Seltsam, dachte Mario. War Paul auch krank? Er sah überhaupt nicht so aus. Irgendwas stimmte da nicht. Als Paul eine halbe Stunde später zusammen mit seiner Mutter das Arztzimmer verließ, war Mario sofort zur Stelle.

Er hatte extra auf Paul gewartet. „Bist du krank?“, fragte er mit schneidender Stimme.

„Nein.“ Paul wagte kaum, Mario anzusehen.

„Warum bist du dann hier?“

„Weil... weil...“ Paul wand sich. „Ich mache eine Diät“, sagte er schließlich.

„Diät“, wiederholte Mario verständnislos. „Was bedeutet das?“

„Diätplan“ sagte Paul so leise, als wolle er damit sich und dieses blöde Wort zum Verschwinden bringen. „Ich muss einen Diätplan einhalten.“

„Du meinst, du darfst nichts essen, weil du...“

„Ja“, antwortete Paul laut, „weil ich so dick bin.“ Jetzt war es heraus, und wenn Mario ihn jetzt für einen Vollidioten hielt, dann hatte er eben Pech gehabt. Er war übergewichtig und musste abnehmen, so war es nun einmal.

„Und du bist wie ein Irrer gegen die Schulmauer gerast.“

„Ich weiß“, sagte Mario langsam. „Das war eine ziemlich bescheuerte Aktion.“ Paul nickte. „Ich habe alles gesehen, vom Bus aus.“

Ein Krankenbett wurde an ihnen vorbeigeschoben. Sie traten zur Seite, eine seltsame Stille hing in der Luft. Sie kannten sich nicht besonders gut. Mario hatte Paul nie Beachtung geschenkt, außer dass

er einmal Mathelösungen von ihm abgeschrieben hatte. Mathe konnte Paul, das war das einzige, was Mario über ihn wusste. Und dass er Sport hasste, aber das war ja nicht zu übersehen. Aber irgendwie schien Paul interessanter zu sein, als er aussah, zumindest solange Mario hier im Krankenhaus herumlag und auf Besuch wartete.

„Kommst du morgen wieder?“, fragte er vorsichtig. „Ich meine, zu zweit ist es hier gar nicht so schlecht.“ Mario lächelte.

„Außerdem habe ich ein neues Spiel, das ich dir zeigen kann.“

Paul sah ihn einen Moment lang verwundert an. „Okay“, sagte er.

„Das Spiel ist echt gut“, bekräftigte Mario. „Cool,“ sagte Paul. „Klingt echt interessant.“ Paul wusste nicht, was er sagen sollte. In der Schule hatte er kaum mehr als zwei Worte mit Mario gewechselt. „Dann mache ich morgen einen Krankenbesuch bei dir“, sagte er schließlich.

„Okay.“ Mario begleitete Paul zum Ausgang. Sie machten kleine Schritte, weil Mario noch etwas schwummrig war, wie er sagte, aber das störte Paul überhaupt nicht. Im Gegenteil, alles erschien ihm heute leichter als sonst, er wusste selbst nicht, warum.

Die nächsten beiden Tage vergingen für Mario wie im Flug. Es ging ihm wesentlich besser, und er freute sich, als Paul mit nassen Haaren vom Schwimmen bei ihm auftauchte.

„Schwimmen gehört zu meinem Programm“, erklärte Paul und seufzte, während er sich auf Marios Bettkante fläzte.

„Schwimmen ist doch super“, meinte Mario mit glänzenden Augen.

„Was glaubst du, wie gern ich jetzt schwimmen gehen würde.“

Dann tauschten sie sich stundenlang über neue Spiele aus, quatschten über Leute aus der Schule, über Bücher und Musik. Paul war ein richtiger Musikfreak. Er liebte es, herumzuliegen und Pop-Musik zu hören, während Mario ebenso leidenschaftlich Fußball spielte wie er Fahrrad fuhr. Außerdem ging er zweimal pro Woche zum Judo.

„Dich lege ich locker aufs Kreuz“, sagte er spöttisch zu Paul, „egal, wie viel du wiegst!“

„Du wirst dich noch wundern“, sagte Paul und dachte, dass er viel lieber Judo machen würde, als Handball zu spielen, wie die Ärztin ihm geraten hatte.

„Ich glaube, ich werde auch mit Judo



anfangen“, schoss es aus ihm heraus. Er wunderte sich selbst über den entschlossenen Ton in seiner Stimme. Mario blickte ihn anerkennend an. „Judo ist echt cool“, meinte er fachmännisch. „Hauptsache man fällt nicht auf den Kopf.“ Paul grinste, dann spielten sie weiter.

Als plötzlich Lara zusammen mit ihrer Freundin Claudi im Zimmer stand, hoben beide überrascht die Köpfe. Mario schien sichtlich verlegen, als Lara sich neben sein Bett setzte und ihn besorgt ansah.

„Wie geht es denn dem Superradler?“ fragte Claudi munter.

„Danke, bestens“, sagte Mario laut.

„Und dein Kopf?“, fragte Lara.

„Kein Problem.“ Mario sah sie kaum an.

„Hey, wollt ihr mitspielen?“, fragte Paul, der sofort begriff, dass Mario sich in einer peinlichen Situation befand.

Die Mädchen stiegen bereitwillig darauf ein. „Du fährst wirklich verdammt schnell“, meinte Mario irgendwann beiläufig zu Lara.

„Stimmt“, sagte Lara fröhlich.

„Du aber auch.“ Sie sah ihn belustigt an.

Ihr Haar wirkte im Sonnenlicht, das auf Marios Bett fiel, noch heller als sonst.

„Vielleicht solltest du bei deinem Fahrstil einen Helm tragen“, schob sie hinterher. Mario verzog das Gesicht. „Das ist total uncool“, stieß er verächtlich hervor. „Ich weiß“, Lara lächelte ironisch, „dann werden deine Haare zerdrückt.“

Mario schwieg einen Moment und sah zu Paul hinüber, der gerade mit Claudi zusammen Musik hörte, jeder einen Ohrstöpsel im Ohr. Die beiden Jungs sahen einander an und waren sich einig: typisch Mädchen diese Sprüche! Trotzdem war es zu viert lustiger als zu zweit. Und als Mario erzählte, dass er sich an den Sturz nicht erinnern konnte, nur daran, wie er Lara überholt hatte, und dass ihm später kotzschlecht gewesen war und dass die Ärzte seinen Kopf fotografiert hatten, da waren sowohl Lara als auch Claudi sichtlich beeindruckt.

Zum Wochenende wurde Mario glücklich aus dem Krankenhaus entlassen. Von nun an nahm er morgens mit Paul den Schulbus, denn erstens sollte er sich noch schonen und zweitens war sein Fahrrad durch den Unfall in einen

Schrotthaufen verwandelt worden. Aber wie es der Zufall wollte, bekamen beide im Juni ein Fahrrad geschenkt. Mario erhielt ein rotes Rennrad zu seinem 13. Geburtstag inklusive eines schicken Fahrradhelms. Paul bekam ein blaues Mountainbike als Belohnung für seine Erfolge beim Abnehmen und natürlich auch einen Fahrradhelm dazu. So kam es, dass sie ab Juni zu viert zur Schule radelten, Mario und Lara und Paul und Claudi. In den Sommerferien verabredeten sie sich häufiger, um zusammen ins Freibad zu gehen oder Ausflüge zu machen.

„So, jetzt stellt euch mal alle auf, ich will ein Foto schießen“, rief Lara eines schönen Sommertages. Es war auf einer Radtour. Sie hatten gerade ein Picknick gemacht und lagen jetzt müde neben den Rädern im Gras herum. Mario kitzelte Claudi mit einem Grashalm und Paul las ein Comic-Heft. Da holte Lara ihre Kamera aus dem Rucksack und stellte den Selbstauslöser ein, um das berühmte Foto zu machen, das heute neben ihrem Bett hängt. Es zeigt, wie Mario und Paul und Claudi und Lara in einer Reihe stehen, neben ihnen die Räder, hinter ihnen die Spree, und wie sie so lustig aus der Wäsche gucken,

die Helme auf dem Kopf oder in der Hand, könnte man meinen, sie würden alle gleichzeitig rufen: „Supercool!“ .

ENDE .....

## Impressum

Evangelisches Waldkrankenhaus Spandau  
Krankenhausbetriebs gGmbH  
Stadtrandstraße 555  
13589 Berlin

[www.waldkrankenhaus.com](http://www.waldkrankenhaus.com)

### **Abteilung für Kinder- und Jugendmedizin**

Kontakt:

Tel.: 030/3702-1022

Fax: 030/3702-2380

Illustrationen: Anja Koerner

Autor: Juliane Hahn

Gestaltung: Oliver Theil / VzE

Druck: FATA Morgana Verlag

Auflage: 1. Auflage Dezember 2006

Wir danken der Sparda-Bank Berlin eG für die Unterstützung.

Alle Rechte liegen beim Evangelischen Waldkrankenhaus Spandau. Das Werk darf, auch teilweise nur mit Genehmigung des Evangelischen Waldkrankenhauses Spandau wiedergegeben werden.



# Evangelisches Waldkrankenhaus Spandau

Stadtrandstraße 555  
13589 Berlin

[www.waldkrankenhaus.com](http://www.waldkrankenhaus.com)



Evangelisches Waldkrankenhaus Spandau

Krankenhausbetriebs gGmbH

Akademisches Lehrkrankenhaus der Universitätsmedizin Berlin, Charité

Stadtrandstraße 555 • 13589 Berlin

Abteilung für Kinder- und Jugendmedizin

Chefarzt Dr. med. Frank Jochum

Telefon: 030/3702-1022

Telefax: 030/3702-2380

[paediatric@waldkrankenhaus.com](mailto:paediatric@waldkrankenhaus.com)

[www.waldkrankenhaus.com](http://www.waldkrankenhaus.com)

Alleiniger Gesellschafter:

Verein zur Errichtung evangelischer Krankenhäuser e.V. (VzE)